

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 8

Artikel: Anspruchsniveau und Bedürfnisspirale
Autor: Küng, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anspruchsniveau und Bedürfnisspirale

Wohlfahrt – nicht Wohlstand

Es hat sich allmählich herumgesprochen, dass das Realeinkommen pro Kopf (im Sinne einer verfügbaren Gütermenge) nur ein höchst problematischer Massstab dafür ist, ob sich die einzelnen mehr oder minder zufrieden vorkommen. Besser wäre es daher, man würde versuchen, nicht nur diesen wirtschaftlichen Wohlstand zu erfassen, sondern das, was man etwa die menschliche Wohlfahrt nennen könnte, also gleichsam das psychische Einkommen oder die Summe der Nutzenempfindungen. Die Frage ist dann lediglich, wie diese Grösse allenfalls quantitativ-statistisch zu ermitteln sei.

Im Mikro-Bereich bietet sich dafür ein Lösungsvorschlag an, der bestechende Züge aufweist. Er geht dahin, jene «Distanz» zu messen, die beim einzelnen Wirtschaftssubjekt oder Haushalt besteht zwischen dem, was er in materieller Hinsicht erstrebt, und dem, was er erreicht hat. Ist dieser Abstand nicht ein unverkennbarer Anhaltspunkt für den Grad der Zufriedenheit? Ist er nämlich gross, so muss daraus geschlossen werden, dass der Betreffende hinsichtlich seiner Versorgungslage längst nicht so weit ist, wie er gerne sein möchte. Er wird deshalb geneigt sein, seine gegenwärtige Lage als mangelhaft zu betrachten und sich wahrscheinlich darüber beklagen. Ein anderer, bei dem Anspruchsniveau und effektives Versorgungsniveau übereinstimmen, hat keinen Anlass, mehr zu wünschen, und er wird sich daher im wirtschaftlichen Sinne als glücklich betrachten.

Die hier entwickelte Idee ist auch insofern interessant, als sie es gestattet, dem schwierigen Phänomen der «relativen Armut» beizukommen. In der Tat: ein Haushalt, dessen Mitglieder sich relativ arm vorkommen, weil andere in der Nachbarschaft sich mehr leisten können, hat offenbar ein Anspruchsniveau, das auf der Höhe des tatsächlichen Verbrauchs in der Bezugsgruppe steht, während das erreichte Versorgungsniveau erheblich darunter liegt – mag es auch an sich das Existenzminimum oder eine früher erreichte Höhe noch so sehr übertreffen. Dem psychischen Charakter der in Frage stehenden Grössen ist somit hier Rechnung getragen, und ein gewichtiger Einwand gegen das Brutto-Sozialprodukt pro Kopf oder pro Haushalt lässt sich nicht mehr ins Feld führen.

Paradies auf Erden?

Trotzdem bleiben unglücklicherweise noch genügend andere Bedenken übrig. Vor allen Dingen ist das Anspruchsniveau längst nicht so eindeutig und konstant, wie es für unsere Zwecke der Messung sein sollte. Es verhält sich damit vielmehr etwa ähnlich wie mit den Präferenzen der Verbraucher, von denen in der überkommenen Lehre noch häufig angenommen wird, sie würden autonom gebildet und man dürfe sie als gegeben ansehen; in Wirklichkeit trifft dies jedoch nur in einem sehr bescheidenen Kernbereich zu. Vergegenwärtigt man sich beispielsweise, dass manche Leute in Indien lieber verhungern, als dass sie von ihrer gewohnten Ernährung mit Reis übergehen auf Weizen und Brot, so wird daraus ersichtlich, dass sogar bei diesem Kernbedarf an Kalorien die sozialen Umstände einen entscheidenden prägenden Einfluss ausüben.

Dasselbe gilt nun auch für das Anspruchsniveau, das begreiflicherweise mit den Präferenzen in engem Zusammenhang steht. So wird etwa ein indischer Guru nur ein äusserst bescheidenes Anspruchsniveau an den Tag legen, weil seine Interessen und Strebungen zur Hauptsache auf etwas ganz anderes gerichtet sind als auf eine komfortable Lebensführung im Diesseits. Wirtschaftliche Dinge sind für ihn absolut nebensächlich, Kontemplation, Mystik und Transzendenz dagegen von primärer Bedeutung. Gemäss unserem Schema könnte man ihn als zufrieden bezeichnen, ist doch die Distanz zwischen erstrebtem und erreichtem Versorgungsniveau bei ihm minimal. Allein damit würde man vermutlich seiner Betrachtungsweise ganz und gar nicht gerecht; er beschäftigt sich mit diesen Fragen nur ganz am Rande, und die Quellen seines Glücks fliessen durchaus anderswo.

Daraus ist bereits ein wichtiger Hinweis zu entnehmen: Wenn üblicherweise vom Wohlstand die Rede ist, liegt dem stillschweigend die Ansicht zugrunde, dass ein Mehr an verfügbaren Gütern wünschenswert sei, weil es zum Glücksempfinden der Empfänger beitrage. Als allgemeingültige These muss dies nun aber, wie wir anhand unseres Beispiels erkennen, in Frage gestellt werden. Selbst wenn demgegenüber die Wohlfahrt oder das psychische Einkommen ins Auge gefasst wird, besteht noch immer die Tendenz, diesen Begriff in einem ziemlich materialistischen Sinne zu interpretieren, also zu unterstellen, dass Reichtum glücklich mache oder dass eine Verringerung der Distanz zwischen dem, was wir wirtschaftlich erstreben und dem, was wir erlangen, auch ein Mehr an psychischem Einkommen mit sich bringe. Damit ist offenbar erneut impliziert, dass die wirtschaftlichen Güter die hauptsächlichste oder gar die einzige Quelle für das subjektive Wohl bilden und dass es aus diesem Grunde notwendig oder doch erwünscht sei, mehr davon zu beschaffen und zu haben. Es gelte mit anderen Worten, das tatsächliche Ver-

sorgungsniveau an das Anspruchsniveau anzunähern, um sozusagen das Paradies auf Erden herzustellen.

Der Irrtum des Ökonomismus

Eine solche Anschauung mag gewiss in einer Armutsgesellschaft recht viel für sich haben. Sie wird jedoch umso unhaltbarer, je näher wir dem Zustand der Wohlstands- und Freizeitgesellschaft rücken, je mehr infolgedessen von einer relativen «Abwertung der Wirtschaft» und von einer Zunahme des Freizeitnutzens gesprochen werden kann. Selbst in einer Armutsgesellschaft kann es indessen, wie wir bereits gesehen haben, Fälle geben, in denen die subjektive Zufriedenheit durchaus gewährleistet ist – man denke nur an Diogenes in seiner Tonne. Der Grund hierfür liegt fraglos darin, dass hier das Anspruchsniveau in bezug auf die wirtschaftlichen Güter äusserst niedrig ist und dass die Befriedigungen überwiegend von Gütern anderer Art stammen.

Damit wird die Einseitigkeit der traditionellen Betrachtungsweise enthüllt. Es ist nicht übertrieben, sie als Ökonomismus zu brandmarken – eine *déformation professionnelle*, von der die meisten Ökonomen noch stets befallen sind. Ihre ganze Ausbildung steht ja noch immer unter dem Stichwort von der Knappheit der Güter, unter der Notwendigkeit, die absolute und materielle Armut zu überwinden und unter dem ungeprüften Glaubenssatz, es gelte lediglich, das Versorgungsniveau zu heben, um sozusagen alle Probleme zu lösen.

Diese Einstellung krankt offensichtlich zunächst daran, dass sie lediglich das Versorgungsniveau, nicht aber das Anspruchsniveau ins Auge fasst. Ist hingegen das Anspruchsniveau bescheiden, so bereitet es natürlich nur geringe Schwierigkeiten, einen Zustand der materiellen Zufriedenheit herbeizuführen. Dass es aber möglich ist, mit einem niedrigen Anspruchsniveau auszukommen, lassen unsere Beispiele deutlich erkennen. Gewiss mag hervorgehoben werden, dass sie sich auf Länder beziehen, die sich durch ein verhältnismässig mildes Klima auszeichnen und dass es in höheren Breitengraden auch eines Mehrs an Vorsorge und Schutz gegen die Witterung bedürfe. Nicht zu bestreiten ist aber, dass selbst bei einem Minimum an Komfort Höchstleistungen des Geistes zustande kommen und dass Befriedigung aus anderen Quellen als aus dem Genuss von Gütern für unser Wohlbefinden mindestens so wichtig sein können wie die Höhe des Realeinkommens.

Daraus wird ersichtlich, dass ein Ansatzpunkt für die Herstellung der gewünschten Zufriedenheit zweifellos beim Anspruchsniveau liegt und dass man sich nicht unbedingt und ausschliesslich auf das Versorgungsniveau zu

konzentrieren braucht. Sollte es nämlich in Zukunft gelingen, die menschliche Einstellung in bezug auf die Höhe des erstrebten Lebensstandards zu ändern, so wäre mindestens so viel gewonnen wie durch eine weitere Vergrößerung des Sozialproduktes. Denn auf diese Weise liesse sich zugleich erreichen, dass die Inanspruchnahme der unvermehrten Vorräte von Rohstoffen und «freien Gütern» nicht mehr so stark zunähme, wie das bisher der Fall war. Gleichzeitig könnten auch die Produktionsanstrengungen reduziert werden, und es wäre aus dem erlangten Zuwachs an Freizeit ein Plus an Nutzen zu erzielen.

Solange freilich noch die überlieferten Aufwandsnormen der Konsumgesellschaft ihre Geltung behalten, ist an eine Lösung der Probleme von dieser Seite her kaum zu denken. Denn diese Normen führen dazu, dass das Versorgungsniveau der Snobs (bzw. der «Konsumpioniere») das Versorgungsniveau derjenigen stets übertrifft, mit denen sie sich vergleichen, und dass sich das Anspruchsniveau der Nachahmer fortgesetzt ausrichtet auf den Standard der Verbrauchsführer – womit die Distanz zwischen dem Erstrebten und dem Erreichten ununterbrochen gross bleibt.

Fatale Bedürfnisspirale

Unter diesen Bedingungen der Aufwandskonkurrenz erscheint insbesondere die Situation der «Konsumgefolgschaft» nahezu hoffnungslos. Gewiss darf als normal unterstellt werden, dass ihr Realeinkommen in einem fortgesetzten Anstieg begriffen ist, dass also das erstrebte Niveau eines Tages tatsächlich erreicht wird. Gestützt darauf liesse sich vermuten, dass nun ein Zustand der Zufriedenheit im wirtschaftlichen Sinne angebrochen wäre, ist doch jene Distanz auf Null zusammengeschrumpft, die Aufschluss geben soll über die subjektive Wohlfahrt. Leider liegen die Dinge jedoch in der Konsum- und Leistungsgesellschaft in aller Regel anders. Das Anspruchsniveau ist eben hier nicht eine Konstante, sondern eine Variable. Sie rückt weiter nach oben, sobald der Standard bei den Konsumführern sich erhöht hat. Dies ergibt natürlich so etwas wie eine Spiralbewegung nach oben, bei der die Distanz bestehen bleibt – und die relative Armut auch.

Selbst wenn der Abstand sich indessen im Einzelfalle einmal verringern oder sogar völlig verschwinden sollte – etwa bei den Neureichen –, besteht keinerlei Gewähr dafür, dass nun die «Zufriedenheit ausbrechen» würde. Vielmehr wird es nur allzu häufig dazu kommen, dass jetzt neue Verbrauchsvorbilder erkoren werden. Die bisherigen haben nichts mehr zu bieten; man hat sie erreicht oder gar überholt und hätte daher vielleicht allen Anlass, das Wettrennen einzustellen. Dem steht jedoch der Umstand im Wege, dass

die Aufwandskonkurrenz, wenn sie einmal entfesselt ist und als Grundeinstellung zum Leben verinnerlicht wurde, nicht ohne weiteres abgestellt werden kann, sondern gleichsam gestützt auf ihre eigene Trägheit fortgeführt wird. Es werden dann einfach die Ziele erneut höher gesteckt. Die Spanne zwischen dem Erstrebten und dem Erreichten aber bleibt – und damit der Antriebsmotor für den weiteren Kräfteeinsatz.

Es leuchtet ein, dass sich «das Glück» unter derartigen Voraussetzungen schlechterdings nicht erjagen lässt. Wir haben es vielmehr zu tun mit einer Konstellation der prinzipiellen Unersättlichkeit, mit einem Windhunderennen, bei dem dafür gesorgt ist, dass das Endziel unerreichbar bleibt. Infolgedessen ist aber auch die materielle Unzufriedenheit eine permanente Erscheinung, und kein Wirtschaftssystem wäre imstande, ihr abzuweichen. Wird die relative Armut erst noch verstärkt durch Sozialressentiments im Sinne einer psychischen Entwertung dessen, was man erreicht hat, so ist die Lage vollends aussichtslos.

Nun wird sich schwerlich leugnen lassen, dass etliche Merkmale der geschilderten Bedürfnisspirale in der Konsumgesellschaft von heute anzutreffen sind. Sie kennzeichnet sich in der Tat durch demonstrativen Verbrauch bei den Konsumführern, durch ein Auszeichnungsstreben, das sich des Verbrauchsaufwandes bedient, durch eine abstrakte «Sucht nach dem Mehr», durch Nacheiferungsmanie seitens der weniger privilegierten Schichten, durch Suggestionen, welche an die Begehrlichkeit appelliert, und durch Aufwandsnormen, die den Individuen von aussen eingepflanzt werden. Es ist kein Wunder, wenn es bei einer Internalisierung aller dieser Maximen unmöglich erscheint, je das herzustellen, was versprochen wird, nämlich das «konsumtive Glück». Gleichgültig wie hoch das Brutto-Sozialprodukt pro Kopf auch steigen mag – von einer Wohlfahrt im Sinne gesättigter Wünsche kann kaum die Rede sein. Das Gleichungssystem ist überdeterminiert: Es kann keine Lösung geben.

Eine Alternative?

Wer unter solchen Umständen bestrebt ist, den Menschen dadurch zu ihrem erstrebten Glück zu verhelfen, dass er ihnen fortgesetzt mehr Einkommen verschafft, müsste sich darüber Rechenschaft ablegen, dass er vor einer Sisyphus-Aufgabe steht, die vielleicht besser gar nicht in Angriff genommen wird. Die klassische Methode der Wirtschaftspolitik jedenfalls, nämlich die Bereitstellung eines immer reichlicheren Güterangebotes, erweist sich als absolut unzulänglich. Es erscheint daher von vorneherein klüger, an einem anderen Punkte anzusetzen – beim ununterbrochenen Heraufsetzen des Anspruchsniveaus und der ihm zugrunde liegenden Geisteshaltung.

Kenner der Verhältnisse werden allerdings darauf aufmerksam machen, dass hier allzu sehr in Schwarz-Weiss gemalt wurde, um die Zusammenhänge plastisch hervortreten zu lassen. Sie haben recht, ging es uns doch darum, zu zeigen, wie variabel das Anspruchsniveau sein kann und wie sehr die Messung der Wohlfahrt dadurch erschwert wird. Verwendet man die Distanz zwischen erstrebtem und erreichtem Lebensstandard als Massstab dafür, so ergibt sich, dass sie andauernd gross bleiben kann, obwohl das Realeinkommen zunimmt und dass deshalb ein Gleichgewichtszustand der Befriedigung möglicherweise utopisch bleiben muss – solange eben das Anspruchsniveau stets wieder vorauseilt.

Sozialpsychologische Experimente und Erfahrungen aus der Vergangenheit scheinen immerhin einen etwas anderen Befund nahezulegen. Sie lassen nämlich erkennen, dass das Anspruchsniveau sich keineswegs immer in der Richtung nach oben bewegt. Hat ein Wirtschaftssubjekt bei der Durchführung seines Lebensplanes eine fühlbare Enttäuschung erlebt – zum Beispiel durch Entlassung oder Nichtbeförderung, durch schwere Krankheit oder Examensmisserfolg, durch Lohnabbau oder Vermögenseinbusse –, so wird es erfahrungsgemäss darauf reagieren, indem es seine Ziele zurücksteckt. Es passt sich mit anderen Worten an die neue Datenlage an und beharrt nicht darauf, das frühere Anspruchsniveau beizubehalten, nachdem sich herausgestellt hat, dass es allzu ehrgeizig war. Dadurch gelingt es ihm, den Seelenfrieden in einem höheren Grade zu bewahren, als wenn die Spannung zwischen den Erwartungen und dem Realisierbaren allzu gross geworden wäre. Es arrangiert sich und findet sich damit ab, dass man im Leben nicht dauernd vorwärts stürmen kann.

Umgekehrt ist es freilich auch nicht ausgeschlossen, dass die Aufwärtsbewegung des Anspruchsniveaus sogar eine Beschleunigung erfahren mag. Dies wird dann der Fall sein, wenn überraschende Erfolge erzielt wurden, wenn also das effektive Versorgungsniveau sich schneller erhöhte, als anfänglich vorgesehen war. Solche Erfolge sind dazu angetan, das Selbstvertrauen zu stärken, und dies wiederum führt dazu, die Zukunftserwartungen nach oben zu revidieren. Paradoxerweise können es also gerade die erfahrenen Aufbesserungen und die gelungenen Spekulationen sein, die dazu Anlass geben, noch mehr zu wollen und die Unersättlichkeit anzuheizen. Der Appetit kommt mit dem Essen. Demgegenüber sind es die Schicksalsschläge, die zur Bescheidenheit mahnen und die Spanne zwischen Versorgungsniveau und Anspruchsniveau verengen. Sie sind es mithin, die interessanterweise gemäss dem vorgeschlagenen Messinstrument die Wohlfahrt heben, indem sie der Bedürfnisspirale einen Dämpfer aufsetzen.

Daraus die wohlfahrtspolitischen Schlussfolgerungen zu ziehen, ist freilich alles andere als einfach. Sollen sie etwa dahin gehen, dass den Leuten

immer wieder – und zwar in kurzen Zeitabständen – eine wirtschaftliche Enttäuschung beschert wird, damit sie nicht zu übermütig werden und damit sie ihre Zielvorstellungen wieder nach unten anpassen? Wäre etwa der «revolution of rising expectations» in den Entwicklungsländern auf diese Weise beizukommen, damit die Unzufriedenheit nicht zur Explosion führt? Hätte das aber nicht unter Umständen zur Konsequenz, dass auch die erwarteten Erfolge, die unternommenen Anstrengungen und in Verbindung damit der Anstieg des effektiven Versorgungsniveaus sich in einem bescheideneren Rahmen halten?

Es geht um Grundfragen

Damit ist ein Problemkreis angeschnitten, der von zentraler Bedeutung ist. Gegenüber allen bisherigen Ausführungen kann mit einem gewissen Recht der Einwand erhoben werden, sie basierten stillschweigend auf der Annahme, es gelte dafür zu sorgen, dass die Leute möglichst zufrieden seien. Dabei handle es sich jedoch um ein unbeweisbares Werturteil und um eine Stellungnahme zugunsten des status quo. Führt die Zufriedenheit mit dem Bestehenden nicht zur Trägheit des Geistes und des Herzens, während es gerade die Unzufriedenheit ist, welche den Reformwillen aktiviert? Würden die Forscher noch weiter grübeln, wenn sie mit dem erreichten Stand der Erkenntnis zufrieden wären? Hätte sich der Kampf gegen die Urarmut im Abendland gewinnen lassen, wenn man sich ähnlich wie in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden mit den wirtschaftlichen, sozialen und wissenschaftlichen Zuständen abgefunden hätte? Stellt die Unzufriedenheit somit nicht eine unverzichtbare Kraftquelle dar, wenn uns daran gelegen ist, weitere Fortschritte zu erzielen?

Dieses Argument muss durchaus ernst genommen werden. Dennoch vermag es die hier eingenommene Werthaltung nicht zu erschüttern. Das Postulat, wonach es darum geht, die Wohlfahrt der Menschen zu fördern, indem ihre Zufriedenheit erhöht wird, bezieht sich nämlich streng genommen nur auf die breite Masse der Bevölkerung, nicht dagegen auf die Elite, handle es sich nun um die Machtelite oder um die intellektuelle Elite, um die wirtschaftliche oder um die prestigemässige Führungsschicht. Diese Kader sollen ihre Ziele durchaus hoch stecken und ein stetes Ungenügen darob empfinden, dass sie sie nur unzulänglich erreichen. Der Stachel des Unbefriedigtseins soll sie dazu antreiben, etwas Besseres an die Stelle des Bestehenden zu setzen.

Allerdings wäre es verfehlt, das Bessere lediglich darin zu erblicken, dass mehr wirtschaftliche Güter hervorgebracht werden. Bei der Elite sollen es

vielmehr auch überlegene künstlerische und wissenschaftliche Leistungen sein, Beiträge an das Kulturerbe und die Mehrung des Schönen, Guten und Wahren. Die Unzufriedenheit lediglich auf den ökonomischen Bereich zu beschränken, geht nicht an, obwohl er gewiss auch einzubeziehen ist. Hingegen schiene es mehr oder minder unzumutbar, auch vom Durchschnittsbürger zu verlangen, dass er in einer ständigen Anspannung lebe – nur damit er seine Kräfte voll verausgabe. Er ist ohnehin in der modernen dynamischen Gesellschaft Anforderungen ausgesetzt, die sein Assimilationsvermögen in mancher Beziehung übersteigen. Gönnen wir ihm daher wenigstens ein Minimum an Zufriedenheit und machen wir ihn nicht unglücklicher als notwendig.

Im Lichte dieser Überlegungen hat es seinen guten Sinn, wenn etwa die Anregung gemacht wird, der wirtschaftliche und soziale Aufstiegswille solle nicht übermässig angekurbelt werden – übermässig in dem Sinn, dass Leute in Positionen hinaufgelangen, denen sie nicht mehr voll gewachsen sind. Es gibt ja ein Anspruchsniveau nicht nur hinsichtlich des Realeinkommens, sondern ebenso in bezug auf die berufliche und gesellschaftliche Stellung. Wer in dieser Richtung auf der Pyramide höher klettert, als seine Fähigkeiten eigentlich erlauben würden, ist erfahrungsgemäss in ganz besonderem Masse der Überforderung und den stressbedingten Abnutzungskrankheiten ausgesetzt. Es empfiehlt sich daher auch unter diesem Gesichtspunkt, den Ehrgeiz etwas zu zügeln.

Eine Aufgabe für die Wirtschaftswissenschaft

Kehren wir abschliessend wieder zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück. Es wurde der Vorschlag unterbreitet, die Bilanz zwischen dem Anspruchsniveau und dem Versorgungsniveau als Indikator für die subjektive Wohlfahrt im Mikrobereich zu verwenden. Dieser Gedanke wurde einer eingehenden Kritik unterworfen, bei der in erster Linie zutage trat, dass das Anspruchsniveau eine variable Grösse darstellt, abhängig von Gruppennormen und persönlicher Einstellung, von Reklame und Aufwandskonkurrenz, von Erfolgen und Misserfolgen. Trotz alledem ist die Idee in ihrem Kern aufrechtzuerhalten, auch wenn gewiss nicht daran gedacht werden kann, es sei damit ein objektiver Massstab gleichsam physikalischer Natur gefunden. Auf der Suche nach dem subjektiven Wohlfahrtsempfinden war etwas Derartiges aber auch gar nicht zu erwarten. Nichtsdestoweniger wird die erwähnte Distanz etwa bei Befragungen eine nützliche Rolle zu spielen vermögen, die darauf gerichtet sind, in Erfahrung zu bringen, wie es mit der Zufriedenheit über die ökonomischen Verhältnisse steht.

Das Ergebnis solcher Interviews in gleicher Weise auszuwerten, wie das beim Realeinkommen pro Kopf geschieht, wird freilich ausgeschlossen sein. Der Wunsch nach Quantifizierung lässt sich mit anderen Worten nur beschränkt erfüllen. Der Übergang vom Mikrobereich zum Makrobereich ist mit allen jenen Schwierigkeiten verbunden, welche Repräsentativerhebungen anhaften. Ausserdem gilt es mit allem Nachdruck daran zu erinnern, dass sowohl das Versorgungsniveau wie das Anspruchsniveau sich ausschliesslich auf ökonomische Grössen beziehen und dass die subjektive Wohlfahrt, in einem umfassenderen Sinne interpretiert, durch sie nur zu einem Teil bestimmt wird.

DANIEL FREI

Hat der Staat noch eine Zukunft?

Der Staat – eine überholte Organisationsform?

Die These ist bekannt und schon längst zum Schlagwort geworden: Der Staat sei, heisst es, obsolet geworden; der souveräne Territorialstaat sei angesichts der modernen Technik und angesichts der weltweiten wirtschaftlichen Interdependenz als politische Organisationsform völlig überholt und den Aufgaben, die heute zu bewältigen sind, überhaupt nicht mehr angemessen. Oder noch deutlicher ausgedrückt: Die politische Organisationsform «Staat» sei im Vorfeld des 21. Jahrhunderts nicht anders überholt als seinerzeit, beim Aufkommen des Staates im Spätmittelalter, das Rittergut oder die Freie Reichsstadt.

Solche Gedankengänge sind nicht nur ein Steckenpferd von ein paar besonders phantasiebegabten Futurologen. Sondern in ihnen steckt, auf den ersten Blick erkennbar, etwas, das gerade auch für die Schweiz von grosser, ja brennender Aktualität ist: Es geht hier nicht zuletzt um die relative Leichtigkeit, ja Ohnmacht des Kleinstaates Schweiz – eine Leichtigkeit, die umso deutlicher empfunden wird, je mehr das Geflecht der internationalen Zusammenarbeit wächst. Das Problem als solches stellt sich in-